

Oberschlesische Heimat

Beilage zur „Coseler Zeitung“.

No 1

1924

Oberschlesische Heimat.

Du obereschlesische Heimat, du wälderreiches Land,
wie festlich schmückt deine Fluren der Oder silbernes Band.
Still betend falt' ich die Hände, schau fromm zum Himmel hinauf
und sah mit dankendem Blicke der Sonne segnenden Lauf.
In Treue will ich dich lieben, mein Schwur sei Pfand!
Dir treu, du obereschlesische Heimat, du wälderrauschendes Land

Grün breiten deine Gefilde sich in der östlichen Mark,
im Schutze wackerer Männer so eichenrüstig und stark.
Biel tausend fleißige Hände erhalten häusliches Glück,
das froh aus Seele und Herzen klingt in dem Worte znrück:
In Treue will ich dich lieben, mein Schwur sei Pfand!
Dir treu, du obereschlesische Heimat, du wälderrauschendes Land!

Es wird mein Auge sich schließen, dereinst zu ewigem Schlaf,
vom Todesstrahle geblendet, der manchen Bruder schon traf.
Doch mit ersterbendem Atem bet ich ein letztes Gebet,
mit dem mein scheidendes Grüßen im Dämmerlicht dunkel vergeht
Ich habe treu dich geliebt, mein Schwur sei heiliges Pfand!
Dir treu, du obereschlesische Heimat, du wälderrauschendes Land.

*

Die Oder.

Sie ist kein romantischer Bursch, mit Weinlaub im Haar,
sie strebt nicht nach den Loren des Welthandels.
Wie ein Bauernweib schreitet sie durch die Fluren: langsam,
behäbig, reich, sicher. Der Kinder hat sie viele.
Denen, die wild zu ihr von den Höhen eilen, wehrt sie
ihr Ungestüm und führt sie in stiller Hand weiter. Sie
nimmt ihr Prieschen zu Ratibor, und schaut mit hellen
Augen nach dem Kohlenvorrat für ihren Haushalt. Den
schleppt sie mit rüstigen Händen zum Herd. Kalkstaub
fällt ihr aufs Kleid, aber sie verachtet ihn nicht. Sie
liebt den Klang der Holzaxt. Die Ernte auf reichen
Feldern ist ihre Freude, und zwischen weiten Wiesen
summt sie ein unmelodisches, aber wohliges Lied. Träumerisch
fromm, mit glattem Sonntagsgesicht, blickt sie an
den ragenden Kirchen Breslaus empor. Bei Grünberg
nuppt sie ein bescheiden, aber gut Hausstränklein, stärkt
sich zu verdrossenem Gang durch Heide und Moor. Vor
ihrem Ende ist sie reich, und mit ausgebreiteten Armen
geht sie ins ewige Meer.

Paul Keller.

*

Aus Oberschlesiens Vergangenheit.

Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner in den
frühesten Zeiten.

Oberschlesien war, wie überhaupt Schlesien, in den
frühesten Zeiten ein rauhes, unwirtbares Land, fast ganz
mit Waldung bedeckt und voll von Sümpfen und Morä-
sten. Der Hauptfluß des Landes, die Oder, hatte noch
keine künstlich erhöhten Ufer und überflutete daher oft
meilenweit das flache Land. An Produkten war das

Land arm. Wilde Tiere, als Bären, Wölfe, Luchse, Biber,
große Raubvögel hausten in den Wäldern, zahlreiche
Bienen Schwärme lieferten jährlich eine große Ausbeute
von wildem Honig, die vielen Gewässer nährten Fische
mancherlei Art. Nutzbare Pflanzen gab es noch wenige,
nämlich etwas Getreide, besonders Hafer und Gerste, aber
viel Beeren und eßbare Pilze. Das Mineralreich lieferte
Eisen, Steine und Eisen, woraus die Bewohner ihre Ge-
räte und Waffen verfertigten.

Die ältesten Bewohner bestanden bis ins 5. Jahr-
hundert n. Chr. aus deutschen Völkerstämmen, von denen
uns die Thaurer, Gunden, Warsinger, Wandalen, Langob-
arden und Chroboten genannt werden. Sie waren noch
sehr roh an Sitten, von Gestalt groß, stark, ausdauernd
und abgehärtet gegen die Einflüsse des rauhen Klimas.
Ihre Wohnungen waren Berghöhlen oder schlechte, zer-
streut liegende Hütten aus Holz und Lehm, von den da-
zu gehörigen Feldern umgeben.

Die Nahrung dieser Völkerstämme war sehr einfach
und bestand aus wilden Beeren, Haferbrei, Milch, Honig,
Fleisch und Fischen. — Zur Kleidung dienten ihnen in
den ältesten Zeiten Tierfelle, mit Bären- und Wolfs-
häuten bedeckten sie ihre Lagerstätte. Später trugen sie
Gewänder von roher Leinwand oder grobem Felle und
Luch, die mit einem Gurt um den Leib zusammenge-
halten wurden.

Die Hauptbeschäftigung war Krieg und Jagd, Vieh-
zucht und Ackerbau, den jedoch nur die Frauen, Knechte
und Greise betrieben, Fischfang und Bienenzucht.

Die Waffen waren Schild, Speer oder Lanze und
Streitaxt, später trug man Panzer, Helme, Schwerter.
Wer seinen Schild in der Schlacht verlor, oder feig vor
dem Feinde floh, war ehrlos und durfte weder bei den
Volksversammlungen erscheinen, noch an den Opfersfesten
teilnehmen.

Die Religion der Bewohner war ein einfacher Natur-
dienst; außer mehreren Göttern verehrten sie die Sonne
und Erde, aber nicht in Tempeln, sondern im Freien,
unter großen, heiligen Eichen und auf den Gipfeln der
Berge, wo sie auch ihre Opferstätten errichteten. Die
höchste Gottheit hieß Wodan, Tor war der Gott des
Donners, Tulsko der Gott der Krieger, Hertha war die
Göttin der Fruchtbarkeit, Freija die Göttin der Güte und
Ehe. Den Aufenthalt aller verstorbenen Helden nannte
man Walhalla. Die Leiber der Abgeschiedenen wurden
nicht begraben, sondern verbrannt. Die Asche wurde in
Urnen unter Grabhügeln aufbewahrt. Häufig legte man
auch Waffen, Messer, mancherlei Gerätschaften und
Schmucksachen bei.

Was in unserer Gegend bei Aufdeckung von Gräbern
aus heidnischer Zeit aufgefunden wurde, nämlich Waffen,
Hausgerät, Schmuck, Handwerks- und Kinderspielzeug,
römische Münzen usw. läßt auf einige häusliche und
Handelsverhältnisse der ältesten Bewohner schließen.
Urnen wurden aufgefunden bei Cosel, Mistitz, Slawkau,

Groß-Elguth, Mosurau, Ratibor, Lubowitz, Polnisch-Krawarn.

In ihrem Charakter waren die Bewohner aufrichtig, zuverlässig, treu und bieder, gegen Fremde gastfreundlich dabei tapfer und vaterlandsliebend. Ihr einmal gegebenes Wort galt gleich einem Schwur, daher das Sprichwort: „Ein Wort, ein Mann.“

*

Die Familie.

Die Familie bildet das erste und ursprünglichste Band jeder sittlichen Vereinigung der Menschen. Die Natur selbst hat den Menschen für die Geselligkeit geschaffen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, dieses Wort der heiligen Schrift ist die Grundlage aller menschlichen und geschichtlichen Entwicklung; denn deren erste Stufe bildet das gegenseitige Verhältnis von Eltern zu Kindern. Ist es doch selbst der Tierwelt eingepflanzt, daß die Eltern für ihre Jungen sorgen, und auch dem wildesten Barbaren, die jeder anderen Ordnung Sohn sprechen, ist wenigstens dieses Verhältnis mit den gesitteten Völkern gemeinsam. Bei diesen gewinnt jener Naturtrieb viel höhere Bedeutung. Hier begnügen sich Vater und Mutter nicht, dem Kinde die nothdürftigste Nahrung zu reichen, sondern wie sie selbst durch das Band der Liebe dauernd verbunden sind, so ist auch der Zusammenhang zwischen ihnen und ihren Kindern unauflöslich und umfaßt nicht nur die äußere Pflege, sondern die Eltern trachten aufs eifrigste darnach, daß ihre Kinder auch der geistigen und sittlichen Güter, welche die Bildung gewährt, theilhaftig werden.

Was für ein trauliches und warmes Plätzchen hat das Kind daheim bei den Eltern und Großeltern und neben den Geschwistern! Wie hier alle (wenn es so ist, wie es sein soll) einander zu Gefallen leben! Wie sich der Vater in seinem Geschäft und Beruf abmüht für die Erhaltung und Förderung der Seinigen! Wie die Mutter für die Wartung der Kinder und die Besorgung des Hauswesens vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig ist! Wie erfreut es, in der Fremde auf einmal einen Oheim oder Vetter zu finden!

Da alle menschliche Geselligkeit auf dem Bande der Familie beruht, so legt ihm auch die Kirche eine besondere Heiligkeit bei. Auch der Staat findet in der Familie seine beste Stütze und nimmt sich darum nicht minder als die Kirche der Familie an, so z. B. durch die Gesetze über Ehe und Erbrecht und durch die Fürsorge für Witwen und Waisen. Ohne ein geordnetes Familienleben ist kein Staatsleben denkbar. Der kindliche Gehorsam ist die Vorstufe des staatsbürgerlichen Gehorsams, und aus der Liebe zum häuslichen Herde entspringt die Vaterlandsliebe.

D. Deimling.

*

Wie eine Mutter liebt.

Es geschah einst, daß zu Ballum in Schleswig ein junger Mensch eines schweren Verbrechens angeklagt ward und wie hoch und teuer er auch seine Unschuld versicherte, er ward für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Er war aber der Sohn einer Witwe, einer armen, rechtschaffenen Frau. Als nun die Mutter erfuhr, daß ihr geliebtes Kind sterben sollte, da tat sie zuerst einen entsetzlichen Schrei und fiel bewußtlos zur Erde nieder. Kaum aber war sie wieder zu sich gekommen, so eilte sie in der Angst ihres Herzens zu dem Gerichtsherrn, dem Grafen von der Schackenburg, der das Todesurteil gefällt hatte, warf sich ihm zu Füßen und bat flehentlich um Gnade für ihren Sohn, den einzigen Trost und die einzige

Stütze ihres Alters. Der Graf blieb lange unerbitterlich, aber sie ließ nicht ab zu flehen, und dem Grafen ward es seltsam und schier unheimlich zumute bei den gewaltigen Worten, die die Mutterliebe dem armen Weibe in den Mund legte. Da sprach er endlich, nur um ihrer los zu werden. „Die Sonne steht jetzt zu Mittag, kannst du nun, ehe sie untergeht, mir noch drei Acker Gerste schneiden, so soll dein Sohn frei sein.“ Da stand die Mutter auf, ging auf das Feld und schwang die Sichel. Ein Schwaden sank nach dem anderen nieder, sie schaute nicht um und auf. Die Leute aus dem Dorfe liefen herbei und beteten und weinten, und der Graf selber kam des Wegs geritten und sah erschüttert die alte Frau, die da um ihres Kindes Leben mit übermenschlicher Kraft arbeitete. Er ließ einen Krug edlen Weines holen und bat sie, sich durch einen Trunk zu stärken, aber sie hörte seine Worte garnicht, unaufhörlich schwang sie die Sichel. Bald lag der eine Acker, dann der zweite, immer tiefer sank die Sonne. Der Mutter ward es schwarz vor Augen, die Knie schwankten ihr, sie wollte umsinken. „Herr Jesu, hilf!“ flüsteren ihre bleichen Lippen, und sie raffte ihre letzte Kraft zusammen; die erlahmenden Arme rührten sich wieder, der Schwindel wich. Jetzt ging die Sonne unter, und eben als der letzte Strahl verschwand, fiel auch der letzte Palm. „Dein Sohn ist frei!“ rief der Graf, und alles Volk brach in ein lautes Jubelgeschrei aus. Die Mutter aber stand bewegungslos auf dem Acker. Ihre Kieppen bewegten sich im stummen Gebet, sie hob Augen und Hände zum Himmel empor, ein seltsames Lächeln umspielte ihr Antlitz, dann sank sie leblos zusammen. Die übergroße Anstrengung und die Freude über das kaum gehoffte Gelingen hatte sie getödtet. Unter dem Schluchzen der ganzen Gemeinde trug man sie vom Felde. Auf dem Friedhof in Ballum liegt sie begraben. Dort zeigt man noch heute einen grauen, mit Moos überwachsenen Leichenstein, den man einst zu ihrem Gedächtnis ihr aufs Grab legte. Ein Weib mit einer Sichel und einigen Garben im Arm ist darauf ausgehauen.

Karl Müllenhof: „Wie eine Mutter liebt.“

*

Der Kampf des Bauern um sein Glück auf dem Lande.

Wer kennt nicht die Geschichte von dem Manne, der in die Welt hinauszog, um das Glück zu suchen. Er fuhr über weite Meere, er stieg auf die höchsten Berge, er durchwanderte die lärmenden Straßen der Städte und ging in die menschenleeren Einöden, er kletterte in die Bergwerke und wusch Goldsand, er wurde Handelsherr und machte Erfindungen. Nirgends fand er das Glück. Müde, alt, vergrämt, verbittert lehrte er heim. Da auf der Schwelle seines Heimathauses saß eine leuchtende Gestalt, mit strahlenden Augen blickte sie auf den Heimkehrenden. Dem wurde die Seele weich, als ob ihn Himmelsfrieden umwehe, und selig, als ob er in der Wiege läge, und das lächelnde Gesicht der Mutter beugte sich über ihn. Betroffen fragte er die Goldseelige: „Wer bist Du?“ Sie gab ihm mit gutigem, aber doch wehmütigem Lächeln die Antwort: „Ich bin das Glück, ein Leben lang habe ich auf Dich gewartet!“ Da schlug der greise Wanderer die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich: „Ein Leben lang habe ich umsonst in der ganzen Welt das Glück gesucht, und ich hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, so hätte ich's gehabt!“

Die uralte Wahrheit: „Suche das Glück nicht brauchen in der Welt, such's in Dir selbst!“ scheint mir eine ganz besondere Bedeutung der Gegenwart zu haben. Aber auch daheim fällt nicht das Glück vom Himmel herunter, es gilt, solange die Erde steht, einen Kampf um das

Glück zu führen. Der Bauer hat verschiedene Feinde zu besiegen, um zu diesem Glück zu gelangen.

Wir wollen einmal diese Feinde aus Korn nehmen, gegen die es loszuziehen gibt. Da ist einer, ein hagerer, schlottriger Gesell. Mit zitternden Knien und hängendem Kopf kommt er daher. Aber so erbärmlich er ist, er ist eine unheimliche Macht. Wer nicht aufpaßt, um den wirft er die Fallstricke, die er in seinen Händen hält. Und die Stricke sind wie Fesseln, dünn und unscheinbar, aber unzerreißbar. Der Feind heißt „Kleinmut“. Dieser schlottrige Gesell hat eine Riesenkraft. Will man die Leute ermuntern zu einem gemeinsamen Unternehmen, z. B. an die Ueberlandzentrale sich anzuschließen, um elektrisches Licht ins Dorf zu erhalten, so heißt es gleich: „Lassen wir's sein, wir sind arme Leut'!“ Die Leute, die etwas wagen können, findet man bei uns nicht.

Und dieser Feind Kleinmut hat einen Kameraden, mit dem er am liebsten Arm in Arm geht, wie zwei Bürschchen, die auf der Landstraße gehen und ein Liedchen pfeifen. Dieser Kamerad ist ein grobknochiger Gesell, eine echte Rübezahlfigur. Er liebt es, jedem einen Klotz ans Bein zu binden, sodaß er nicht mehr laufen kann. Und dann brüllt er vor Vergnügen, wenn alles hängen und liegen bleibt. Der lebenswürdige Bursche heißt: „Schlendrian!“ Soll im Dorf eine Kinderschule errichtet werden, so heißt es gleich: „Wer hat denn uns gehütet? Wir sind auch groß geworden!“ Aber wieviel verkommen sind, weil sie nicht gehütet wurden, das haben sie verschwiegen. Oder wenn eine Krankenpflegerin ins Haus gebracht werden soll: „Laßt uns in Ruhe, wer hat denn unsere Väter und Mütter gepflegt, als sie auf dem letzten Lager waren? Wir selber haben's tun müssen, und wir haben uns durchgehauen, 's soll in Gott's Namen jeder sehen, wie er mit seinem Kreuz fertig wird!“ Aber wie jämmerlich die alten Leute unter den herben Fingern und in den schlecht gemachten Betten gelitten haben, davon erzählen die Gräber nichts.

Da sehe ich nun den dritten Feind. Eigentlich ist es ein Bruderpaar, vor dem wir auf der Hut sein müssen. Zum Verwechseln sehen sie sich ähnlich. Beide sind dürre, ausgemergelte Gestalten. In ihren Gesichtern brennende, stehende Augen, die einen angucken, als wollten sie einen durch und durch bohren. Und dann wieder schielen sie um alle Ecken und greifen in alle Winkel, zischeln und drohen: „Sieh, da hinten sitzt einer, der springt Dir auf den Nacken und reitet Dich wie ein böses Gespenst, bis Du zusammenbrichst!“ Wo die zwei Gesellen eingelehrt sind, ist keine Ruhe und kein Frieden mehr. Wer ihr Freund geworden ist, bekommt schwarze Galle und schlaflose Nächte. Sie verstehen die Kunst, die leiblichen Brüder auseinanderzureißen. Und wo ein Steg über den Bach oder von einem Hof zum andern führt, so ruhen sie nicht eher, bis die Pfosten durchgefäht sind, und der darübergehen will, ins Wasser fällt. Diese beiden edlen Brüder heißen „Misttrauen“ und „Eifersucht“. Sie sitzen in manchem Dorf wie der Schwamm im Haus. Sie zerstören alles gesunde Leben, sie wachsen wie die Seide im Alee.

So käme jetzt der vierte Feind an die Reihe, der so recht der Ur- und Erzfeind alles Glückes auf dem Lande ist. Ein giftiger Patron, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, weil er noch vom grauen Altertum herkommt und mit seinen Pfeilen trifft er besser, als die Sonntagsjäger mit ihren Büchsen. Er heißt: persönliche Feindschaft. Da sind die Familien der A. und B. Seit vielen Jahren wogt der Haß herüber und hinüber. Ist der A. Gemeindevorsteher, so fliehen alle B. aus der Gemeindevertretung. Haben die B. die meisten Stimmen, so wird A. auch nur zum Nachwächter gewählt. Wo dieser Geist herrscht, meidet das Glück das Dorf. Wer seine Privathändel zum Grund seiner Gemeindepolitik macht, der gräbt am Grabe des Bauernorfes.

Für eine große Sache streiten wir, für die Ehre und Kernhaftigkeit des deutschen Bauernstandes. Darum nennen wir noch einen Feind, das ist ein feiner Kerl, ein rechter Windbeutel, der fangend über das Land schleicht und mit zierlichen Kleidern, schwingendem Stöckchen und eleganten Manieren die Unbedachten ködert. Der flotte Bursche heißt „Luxus.“ Mit dem Luxus zieht zugleich die Oberflächlichkeit ein. Es soll nicht gesagt sein, daß die Leute auf dem Lande nichts haben sollen von der Behaglichkeit und Bequemlichkeit unserer Zeit. Im Gegenteil, das Heim des Bauern soll sein Schloß sein. Eine Bauersfrau, die Sinn für ein schmuckes Stübchen hat, ist mehr wert als die, die da meint, die einzige Zierde eines rechten Bauernhofes müsse der stattliche Misthaufen sein. Aber was soll der blumenkorbartige Damenhut in den grellsten Farben auf der Landstraße? Oder eine mit Goldbrand versehene Verlobungsanzeige eines Tagelöhnermädchens? Das Glück auf dem Lande liegt in der schlichten Einfachheit. Darum Krieg dem verlogenen Luxus.

„O die schwere Not der Zeit!

O die Not der schweren Zeit!

O die Zeit der schweren Not!“

Nach Hesselsbacher Karlsruhe.

Für die Landwirtschaft

Etwas von der Holzasche u. ihrer Verwendung

Wenn man Holz verbrennt, so bleibt Asche zurück. Legt man ein Stückchen von dieser Asche auf die Zunge, so merkt man, daß sie salzig schmeckt. Es steckt in ihr auch wirklich eine Art Salz, die man Kalisalz nennt. Baut man auf einem mit Holzasche beschütteten Gartenbeet Kartoffeln an, so werden die neuen Kartoffeln scharf und gründig. Scharf sind die Kartoffelknollen gewöhnlich auch wenn sie im gefalkten Boden gewachsen sind. Daraus lernen wir, daß in der Holzasche auch Kalk vorhanden ist. Ferner enthält die Holzasche eine wasserhelle Flüssigkeit, diese heißt Phosphorsäure. Du wirst verwundert fragen: Wie kann die trockene Holzasche etwas Flüssiges in sich beherbergen? Wie das möglich ist, will ich Dir durch einen Vergleich erklären.

Denke Dir ein Stück gebrannten Kalk! Darauf gießen wir etwas Wasser. Es erfolgt ein Zischen und Kochen. Das Wasser verliert sich, und der Kalk zerfällt in Pulver. Das Kalkpulver ist völlig trocken, das Wasser steckt aber doch in ihm, denn es wurde ja von dem Kalk aufgenommen. Man sagt: Der Kalk hat das Wasser gebunden. So ist auch die Phosphorsäure in der Holzasche gebunden, und deshalb erscheint diese trocken. Der Kalkgehalt der Holzasche beträgt 30—35 Prozent. Wir rechnen aber hauptsächlich mit dem Kali und der Phosphorsäure derselben. Je reichlicher diese beiden Stoffe in ihr vertreten sind, um so wertvoller ist sie uns. Die beste Asche liefern die Laubhölzer, und zwar besonders die recht harten. So hat z. B. die Buchenasche 10 Prozent Kali und 3,5 Prozent Phosphorsäure. Die Asche der Nadelhölzer ist weniger gut. Sie enthält im Durchschnitt nur 6 Przt. Kali und 2,5 Przt. Phosphorsäure.

Das Kali, der Kalk und die Phosphorsäure der Holzasche sind drei ganz wichtige Nährstoffe für die Pflanzen. Deshalb verwendet man die Holzasche als Düngemittel. Man düngt damit gewöhnlich die Wiesen. Sie eignet sich für alle, vorzüglich aber für die Moor- und Sandwiesen, denn diese sind arm an Kali, Kalk und auch an Phosphorsäure. Ausgestreut wird die Holzasche im Herbst und im zeitigen Frühjahr, sie soll sich nämlich auf dem Wiesen-

boden schon vor Beginn des Wachstums zersehen. Bei der Zerlegung der Holzasche werden das Kali u. der Kalk mit der Phosphorsäure frei und flüssig und bringen in den Wiedenboden ein. Die Wiesenpflanzen saugen dieselben nach und nach mit ihren Wurzeln auf und wachsen dann recht üppig. Durch die Düngung mit Holzasche werden also die Wiesenerträge zunächst vergrößert. Sie werden aber auch verbessert. Denn die Holzasche bewirkt eine kräftige Entwicklung der Klee-, Erbsen- und Wickenarten. Diese aber sind nährstoffreicher als die anderen Wiesenpflanzen.

Die Klee-, Erbsen- und Wickenarten scheinen sich oft erst durch die Düngung mit der Holzasche auf den Wiesen einzufinden. Das ist nicht der Fall. Sie sind da fast immer vorhanden, doch bleiben sie meist klein, weil sie Mangel an Kali, Kalk und Phosphorsäure leiden. Werden die Wiesen aber reichlich mit Asche gedüngt, so erhalten die Klee-, Erbsen- Wickenarten von den genannten Nährstoffen genügend, und sie lassen sich dann von den anderen Wiesenpflanzen nicht unterdrücken.

Die Holzasche ist auch ein sehr guter Weidunger für den Ackerboden. Wer also keine Wiesen hat, der kann die Asche ohne Bedenken auf dem Ackerboden verwenden. Sie wirkt da am besten auf dem Klee-land.

Bemerkung: Die Asche von der Stein- und Braunkohle enthält nicht einmal 1 Prozent Kali und Phosphorsäure und auch sehr wenig Kalk. Sie kommt daher als Düngemittel nicht in Betracht.

Hauswirtschaft.

Das Schlachten der Tiere.

Seid menschlich beim Töten der Tiere. — Wir wollen heute von dem Schlachten in den Haushaltungen sprechen. Um das Schlachten nicht zur Tierquälerei zu machen, ist es vor allem notwendig, daß die Werkzeuge (Messer, Beil pp.) scharf geschliffen und gut im Stande sind. Sodann beachte man die folgenden Vorschriften:

Tauben werden am besten, d. h. schmerzlosesten geschlachtet, indem man durch einen kräftigen Messerschnitt den Kopf vom Rumpfe trennt.

Hühner schlachtet man auf dieselbe Weise wie Tauben, indem man schnell ihnen den Kopf abschneidet. Noch leichter führt es zum Ziel, den Kopf auf einem Hautloz abzuhacken. Ein sicherer Beilhieb, und das unangenehme Werk ist getan.

Auch Gänse und Enten finden durch Abhauen des Kopfes am leichtesten ihren Tod. Wählt man den Genickstich, so bereitet man den Tieren eine längere Todesqual. In diesem Falle sollte man es wenigstens nicht unterlassen, die Tiere vor dem Abstecken durch einen starken Schlag auf den Hinterkopf zu betäuben.

Kaninchen schlachtet man so, daß man sie zuvor durch einen wichtigen Schlag aufs Genick (hinter die Ohren) betäubt und ihnen unmittelbar darauf den Hals mit den großen Blutgefäßen durchschneidet.

Fische, gleichviel ob groß oder klein, werden zuerst durch einen kräftigen Schlag auf das Gehirn betäubt. Dann trennt man mit einem raschen, tiefen Schnitt den Kopf vom Rumpfe, was den Fisch sofort tötet. Und nun erst wird derselbe geschuppt und ausgeweidet.

Nale greift man mittels eines trockenen Tuches und gibt ihnen einen sicheren Schlag gegen den Hinterkopf, wodurch das Tier bewußtlos wird und sein krampfhaftes Sträuben aufhört. Dann schneidet man rasch den Kopf ab und hat nun Zeit, den Nal ohne Tierquälerei zu reinigen, auszunehmen pp.

Krebse, Hummern und Krabben sterben sogleich, wenn man sie in ein auf dem Feuer stehendes Gefäß voll siedenden Wassers wirft und darin untertaucht. Nale können nicht mit einem Mal zuviel Tiere hineingetan werden, weil sonst das Wasser den nötigen starken Siedegrad nicht behält. — Sind die Tiere getötet, dann erst reißt man ihnen den Darm aus, schneidet die Nasen ab, damit die Galle ablaufen kann pp.

Wie transportiert man lebendige Nale in einem offenen Topf? Man legt einige Schlüffel hinein, und kein Nal rührt sich.

Haus, Hof und Garten

Bereitung der holländischen Waffeln. 200 g Zucker, 300 g Mehl und 140 g Butter, eine Prise Salz und abgeriebene Zitrone mischt man zusammen, fügt noch einen Eßlöffel Rum, 2 Eier hinzu und bereitet einen schönen glatten Teig, den man nachher in handgroße Stückchen teilt. Diese Stückchen legt man in ein gewöhnliches, heißes Waffeleisen und drückt es vorsichtig zu, damit die Waffel eine gute Form erhalte. Man läßt sie auf beiden Seiten, indem man das Eisen dreht, schön goldgelb backen, tut sie auf ein Sieb und bestreut sie mit Zucker.

Goldverzierungen zu reinigen. Ein Stück rohe Zwiebel tauche man in reinen Weingeist und putze damit durch leichtes Hin- und Hertwischen den Fliegenschmutz, sowie die sonstigen Unreinigkeiten weg; ohne daß die Vergoldung darunter leidet, werden alle Unreinigkeiten weggehen.

Mittel gegen die Raupen. Gegen die Raupen, welche die Blätter der Johannis- und Stachelbeerbüsche heimsuchen und diese oft ganz licht abfressen, hilft am besten das Ueberspritzen mit einer Flüssigkeit aus 10 Lot Alaun in kochendem Wasser aufgelöst und diese Lösung mit kaltem Wasser auf die Menge von 20 Biter verdünnt. Mit dieser Flüssigkeit werden die angegriffenen Pflanzen mittels einer Gartenspritze tüchtig besprengt; nach zweimaligem Ueberspritzen werden alle Raupen verschwunden sein. Dieselbe Flüssigkeit hilft auch gegen andere Raupen, gegen die Blattläuse der Äpfel- und die Honiglaus der Birnbäume, nur muß man sich dazu einer stärkeren Spritze bedienen. Den Pflanzen schadet die Flüssigkeit gar nichts.

(Gaucher, Der praktische Obstbaumzüchter.)

Einfaches Verfahren, Honig auf seine Reinheit zu prüfen. Um zu erkennen, ob Honig rein oder mit Sirup gefälscht ist, tue man einen Eßlöffel voll Alkohol (Spiritus) in ein Fläschchen und bringe durch gehöriges Umschütteln den Honig zur vollständigen Auflösung. Bildet sich nach kurzem Stehenlassen ein Niederschlag im Fläschchen, so war der Honig gefälscht, ist dies aber nicht der Fall, so ist der Honig rein.

Ochsenchwanz-Magout. 1 bis 1¹/₂ Pfund Ochsenchwanz (möglichst vom dicken Ende) wird mit Suppenkräutern weichgekocht. Zucker wird in heißem Fett gebräunt, mit Mehl, Wasser und Essig gelöscht und mit der Ochsenchwanzbrühe aufgefüllt, bis eine sämige Lunte entsteht. Dann kommen die von den Knochen gelösten Ochsenchwanzstückchen in die Lunte und alles zusammen kocht noch eine Stunde auf. Nach Belieben kann man auch in Würfel geschnittene saure Gurke oder Pilze dazu geben. Als Beilage Salzkartoffeln, Makaroni oder breite Nudeln.